



Michael Pollan
Meine zweite Natur
Vom Glück, ein Gärtner zu sein
ISBN 978-3-86581-457-9
368 Seiten, 13 x 20,5 cm, 19,95 Euro
oekom verlag, München 2014
© oekom verlag 2014
www.oekom.de

Zwei Gärten



Mein erster Garten war ein Ort, von dem kein Erwachsener je etwas erfuhr, obwohl er sich auf dem *backyard*, dem rückwärtigen Teil einer Vorstadtparzelle von rund 1 000 Quadratmetern, befand. Hinter unserem Haus in Farmingdale auf Long Island gab es eine unbeschnittene Hecke aus Flieder und Forsythien, die man gepflanzt hatte, um den Lattenzaun des Nachbarn zu verdecken. Mein Garten, den ich mir mit meiner Schwester und unseren Freunden teilte, bestand aus dem Streifen nicht bepflanzter Erde zwischen Hecke und Zaun. Wenn ich sage, dass von den Erwachsenen keiner etwas davon wusste, dann deshalb, weil in deren gärtnerischem Verständnis eine solche Hecke bündig mit dem Zaun abschließt. Für einen Vierjährigen jedoch ist der Raum unter den gewölbten Zweigen eines Forsythienstrauches so großartig wie das Innere einer Kathedrale, und zwischen einem Fliederbusch und einer Mauer gibt es Platz genug für eine ganze Welt. Wann immer ich das Bedürfnis hatte, der Reichweite des Erwachsenenradars zu entkommen, krabbelte ich unter das Forsythiengewölbe und zwängte mich zwischen zwei Fliederbüsche,

und schon war ich sicher und ganz für mich allein in meinem eigenen grünen Raum.

In meiner Erinnerung ist dieser Ort heute ein Garten, nicht nur, weil er einen abgeschlossenen und privilegierten Raum im Freien bot, sondern auch, weil ich hier tatsächlich zum ersten Mal etwas pflanzte. Die meisten Bilder, die ich aus dieser Zeit ins Gedächtnis zurückholen kann, sind unklar und flüchtig, aber dieses eine spult sich ab wie ein Zelluloidstreifen. Es muss September sein. Ich bin allein hinter der Hecke, vielleicht verstecke ich mich vor meiner Schwester oder treibe mich sonst irgendwie herum; da entdecke ich plötzlich einen getüpfelten, grünen Fußball mitten in einem Gewirr von Ranken und breiten Blättern. Eine Wassermelone. Ein Gefühl überkommt mich, als hätte ich einen Schatz gefunden – wie bei einer plötzlichen Wende des Schicksals, bei einem unerwarteten Segen von oben. Dann stelle ich die hochbedeutsame Verbindung her zwischen dieser Melone und einem Samen, den ich vor vielen Monaten gepflanzt oder jedenfalls ausgespuckt und verbuddelt habe: Das *ist mein Werk*. Einen Augenblick lang bin ich hin- und hergerissen zwischen der Möglichkeit, die Melone am Fundort reifen zu lassen, und dem überwältigenden Wunsch, meine Leistung öffentlich bekannt zu machen: *Mami muss das einfach sehen*. Ich zerreiße also den Strang, der die Melone mit den Ranken verbindet, nehme sie schützend in meine Arme und renne, die ganze Zeit aus Leibeskräften schreiend, Richtung Haus. Die Wassermelone ist allerdings tonnenschwer, und in dem Augenblick, in dem ich die hintere Treppe erreiche, verliere ich das Gleichgewicht. Die Melone springt aus meinen Armen und zerplatzt in einer rosaroten Explosion auf dem Beton.

Die Luft füllt sich mit Wassermelonenduft, dann bricht die Erinnerung ab. Ich kann mich nicht erinnern, aber ich muss geweint haben, als ich erleben musste, wie mir ein so großartiger Triumph entrissen wurde, als ich erfahren musste, wie das Schicksal des

*Humpty-Dumpty** aus dem Kinderreim plötzlich auf meinem vierjährigen Gewissen aufschlug und irreparabel vor meinen Füßen lag. Jeder Garten wird an allen Ecken umspielt von Erinnerungen unterschiedlichster Art; daher rührt viel von seinem Klangraum und Geschmack. Seit jenem Nachmittag habe ich Tausende von Stunden im Garten verbracht, und in gewisser Weise ging es während dieser ganzen Zeit auch darum, jene Wassermelone wiederzufinden und das Gefühl des Stolzes, das mich bei ihrer Entdeckung erfüllte.

Ich weiß nicht mehr, ob ich ein Stück der Melone zu retten versuchte, um sie meinem Vater zu zeigen, als er von der Arbeit nach Hause kam. Ich darf aber annehmen, er wäre nicht sonderlich beeindruckt gewesen. Mein Vater hatte für Gartenarbeit wenig übrig, das zeigte auch das relativ kleine Gelände um unser Farmhaus. Der Rasen wuchs ungleichmäßig und wurde nie ordentlich gemäht, die Hecken waren struppig und nicht beschnitten, und im Sommer bedienten sich Horden von Japankäfern ungestört an unseren Rosenbüschen. Mein Vater war ein Junge aus der Bronx, den es im Zuge der Wanderungsbewegungen nach dem Krieg in die Vorstädte verschlagen hatte. Auf Long Island ein Haus mit Grundstück zu kaufen, war in den 1950er-Jahren einfach angesagt. Damit drückte man auch seinen Status aus, wenn man als Anwalt oder Zahnarzt anfang (er war Anwalt). Mit Sicherheit war es nicht die Begeisterung für frische Luft gewesen, die ihn aus der Stadt vertrieben hatte. In meiner Erinnerung gibt es einige Bilder von meinem Vater, wie er mit seiner *Salem*-Zigarette und einem Cocktailglas hinter dem Haus auf der Betonterrasse steht, kein einziges jedoch – mit einer Ausnahme, zu der ich noch kommen werde –, wie er draußen im Garten den

* *Humpty Dumpty* ist eine Figur aus einem im englischen Sprachraum sehr bekannten Kinderreim. Sie ist ein menschenähnliches Ei, das von einer Mauer fällt und zerbricht.

Rasen mäht oder Unkraut jätet oder sonst irgendwie die Rolle eines Vorstadtvaters spielt.

In meiner Erinnerung ist er ein Papa, der sich ausschließlich im Haus aufhielt. Dort lief er das ganze Jahr hindurch in der immer gleichen Uniform herum, die aus einem Freizeithemd, schwarzen Socken, Schnürschuhen und Boxershorts bestand. Vielleicht hielt er sich immer drinnen auf, weil er Hosen nicht leiden konnte, oder er nutzte die Boxershorts als ein Mittel, das Verlassen des Hauses zu umgehen. Wie dem auch sei, auf jeden Fall hatte meine Mutter nur zwei Möglichkeiten: Entweder erledigte ihr Gatte die Gartenarbeit in der Unterwäsche oder er machte sie gar nicht. Beide Optionen kommen in der Vorstadt nicht wirklich infrage. Während die Boxershorts Papa also an den Küchentisch gefesselt hielten, kam der Garten immer weiter herunter, bis zu dem Punkt, an dem er sich zu so etwas wie einem Skandal für Nachbarschaft und Familie auswuchs.

Der Vater meiner Mutter lebte einige Kilometer entfernt, in Babylon, in einem großen Haus mit wunderschönen gepflegten Gartenanlagen, und man konnte Gift darauf nehmen, dass der Zustand unseres Gartens ihn zum Wahnsinn trieb – was möglicherweise durchaus beabsichtigt gewesen war. Mein Großvater war ein etwas herrischer Patriarch, den mein Vater nicht ausstehen konnte. Er wurde 96 Jahre alt. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg war er aus Russland nach Long Island gekommen. Er fing bei null an, verkaufte erst Gemüse von einem Pferdewagen aus, häufte dann aber ein Vermögen an, erst mit Obst und Gemüse und später mit Immobilien. Mit der Wahl meines Vaters hatte meine Mutter ein oder zwei Stufen unterhalb ihres Standes geheiratet, und Großvater machte es sich zur Aufgabe, das Opfer, das seine älteste Tochter gebracht hatte, so klein wie möglich zu halten – oder, anders betrachtet, die Defizite meines Vaters hervorzuheben. Dies tat er, indem er meinem Vater ungefragt und unentwegt berufliche Ratschläge, Geschäftstipps

(»ausnahmslos miese Deals«, so mein Vater) und Hilfe bei der Gartenarbeit anbot.

So wie andere Leute Blumen schicken, schickte Großvater ganze Gärten. Normalerweise trafen sie ohne Vorankündigung ein, in einer Karawane von Lastwägen. Am Randstein tauchten zwei oder drei Tieflader auf, und eine ganze Mannschaft italienischer Arbeiter schwärmte über das Grundstück aus, um das auszuführen, was Großvater sich jeweils an neuen Plänen ausgedacht hatte. Bei einer Gelegenheit schickte er einen ganzen Rosengarten, der sich fortan über die gesamte Länge unseres Grundstücks erstreckte, vom Randstein bis zum hinteren Zaun. Aber Großvater beließ es nicht beim Schicken von Rosenbüschen. Er verachtete selbst die Erde meines Vaters. Von *seinen* Pflanzen konnte man nicht erwarten, dass sie in einer solchen Erde wachsen würden. Also ließ er seine Männer einen 17 Meter langen Graben ausheben, einen Meter breit und 30 Zentimeter tief, die Erde von Hand entfernen und dann durch Erde aus seinem eigenen Garten ersetzen, die er per Lastwagen hatte heranschaffen lassen. Auf diese Weise würden die Rosen (die ebenfalls aus Großvaters Garten stammten) keiner unnötigen Belastung ausgesetzt und die armselige vernachlässigte Erde meines Vaters wäre wenigstens teilweise ausgeglichen. Manchmal hatte es den Anschein, als sei mein Großvater darauf aus, jedes bisschen Erde rund um unser Haus auszutauschen, Quadratmeter für Quadratmeter.

Nun ist einem jeden guten Gärtner die Erde genauso wichtig wie die Pflanzen, aber dass mein Großvater sich mit einer solchen Besessenheit um gerade dieses Stückchen Erde kümmerte, hatte wohl einen tieferen Grund. Zweifellos sah mein Vater, der als Erster in seiner Familie ein Haus sein Eigen nannte, in dem Wunsch seines Schwiegervaters, unsere Erde durch seine eigene zu ersetzen, die Grundlage seiner Unabhängigkeit infrage gestellt. Und das war vielleicht nicht ganz unbegründet: Großvater hatte meinen Eltern das Geld für die

Anzahlung geschenkt (4 000 Dollar; das ganze Haus hatte 11 000 Dollar gekostet), und wie die meisten seiner Geschenke gab es auch dieses nicht ohne Hypothek. Die unerbetenen Hilfen bei der Gartengestaltung ebenso wie Großvaters Gewohnheit, immer wieder einmal gegen die Hauswände zu klopfen, als wolle er die Instandhaltung überprüfen, lassen vermuten, dass er sich in unserem Haus auch und in nicht geringem Maße als Eigentümer fühlte. Die Rolle des Hausbesitzers behagte Großvater mehr als alles auf der Welt, und solange mein Vater nicht bereit war, sich als Mieter zu betrachten, konnten sie unmöglich miteinander auskommen.

Vielleicht war seine Fürsorge für unsere Erde aber auch eine Erweiterung seiner echten und tief empfundenen Liebe zum Land. Ich meine hier nicht die Landleibe im Sinne des Naturfreundes. Das Land, an dem sich der Naturliebhaber erfreut, ist abstrakt und letztendlich von keinem Individuum wirklich in Besitz zu nehmen. Großvater liebte das Land im Sinne von Grund und Boden – als eine verlässliche, wenn auch irgendwie mystisch angehauchte Quelle persönlichen Reichtums. Ganz gleich, was auf der Welt passierte, ganz gleich, welchen Unsinn die Regierung gerade wieder anstellte, beim Land konnte man sich darauf verlassen, dass es seinen Wert behielt und vermehrte. Im schlimmsten Fall war aus einem Grundstück immer noch ein Ernteertrag zum Vermarkten herauszuholen, und mit großer Wahrscheinlichkeit ließ es sich so gut wie immer mit Gewinn wieder verkaufen, zumindest auf Long Island. »Sie können mehr Geld drucken«, pflegte er zu sagen, »und sie können neue Aktien und Pfandbriefe drucken, aber mehr Land drucken, das können sie nicht.«

In seinem Kopf existierten der Landwirt der Alten Welt und der Projektentwickler Seite an Seite; er war beides und empfand dabei keinen Widerspruch. Beide hatten, wenn sie ein Stück Land betrachteten, potenziellen Reichtum vor Augen. Es machte keinen Unterschied, dass der eine einen Kartoffelacker sah und der andere eine Wohnbe-

bauung. Großvater brachte es fertig, das Land am Morgen liebevoll zu bestellen, am Nachmittag auszuplündern und sich dabei rundum zufrieden zu fühlen. Als Thoreau sein Bohnenbeet pflanzte, sagte er, sein Ziel sei, die Erde »Bohnen sprechen« zu lassen. An manchen Tagen ließ mein Großvater die Erde Gemüse sprechen, an anderen Tagen dagegen Einkaufszentren.

In seinen Jugendjahren begann Großvater mit dem Obst- und Gemüsegroßhandel in Suffolk County, das damals überwiegend landwirtschaftlich genutzt wurde. Er kaufte Obst und Gemüse von den Farmern und verkaufte die Ware an Restaurants und später auch an die Militärstützpunkte, die während des Krieges auf Long Island aus dem Boden schossen. Er schaffte es, während der ganzen Wirtschaftskrise Gewinne zu machen und nutzte seine Ersparnisse, um in der Depression landwirtschaftliche Flächen zum Tiefstpreis zu kaufen. Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Vorstädte auf einmal Konjunktur hatten, sah er seine Chance gekommen. Für Pendler, so war die allgemeine Meinung, war Suffolk County zu weit von der Stadt entfernt, aber Großvater vertraute darauf, dass die Vorstadt- welle irgendwann auch dort ankommen würde. Sein Glaube an diese Gegend war so stark, dass man ihn, seinem Nachruf im *Newsday* zufolge, in Geschäftskreisen *Mr. Suffolk* nannte.

Großvater arbeitete an vorderster Front, genau dort, wo die Vorstadt im Vormarsch war, und spekulierte mit dem Land, als im Zuge der Suburbanisierung Stück für Stück Farmen in Reihenhäuser und Einkaufszentren umgewandelt wurden. Er begriff, was die New Yorker mit solcher Kraft immer weiter hinaus Richtung Osten trieb, weil er das Gleiche empfand. Da gab es die Angst und die Verachtung gegenüber dem Stadtleben – die übliche idealisierte Weltsicht der Vorstadt- bewohner. Es gab aber auch ein edleres Motiv: Man wollte ein Utopia der Mittelklasse bauen, getrieben durch einen Unabhängigkeitsdrang à la Jefferson und durch den inneren Wunsch, für die eigenen Kinder

eine ideale Welt zu erschaffen. Die Vorstadt, wo man mit einem Bein auf dem Land stand und mit dem anderen in der Stadt, war ohne Zweifel die beste Art zu leben, und Großvater war von einem nahezu evangelikalsten Glauben erfüllt, dass wir irgendwann einmal alle auf diese Weise leben würden. Jedes Mal, wenn er 40 Hektar eines Kartoffelackers in North Fork kaufte, wusste er, es wäre nur eine Frage der Zeit, bevor sich dessen Bestimmung erfüllen würde, nämlich Utopia zu werden. Großvater hatte nichts gegen Kartoffeln, doch wer konnte bestreiten, dass auf Long Island der ultimative Ernteertrag durch ein vorstädtisches Bauprojekt zu erzielen war? Die Tatsache, dass es sich bei ebendiesem Bauprojekt einrichten ließ, hinter jedem Haus im Hof einen kleinen Kartoffelacker anzulegen, diente ihm als Beweis dafür, dass der Fortschritt keinen Preis verlangte.

Sein eigenes Vorstadt-Utopia war ein ausuferndes Farmhaus auf einem zwei Hektar großen Grundstück am Wasser, an der Südküste. Mein Großvater hätte so gut wie überall leben können, er war reich genug. Eine Zeitlang hatte die Familie in einer sehr beeindruckenden Villa in Westbury residiert. Großvater wollte dann aber doch lieber in einem der neuen Bauprojekte auf Long Island wohnen und als die Kinder erwachsen waren, zog er zusammen mit meiner Großmutter in eine Siedlung, wo die schicken Eigenheime auf ihren großen Grundstücken trotz allem noch am Geschmacksdiktat der Mittelklasse in der Vorstadt festhielten. Die Häuser waren ein gutes Stück von der Straße zurückgesetzt, und die riesigen, nicht eingezäunten Rasenflächen ihrer Vorgärten gingen ineinander über und erweckten den Eindruck einer einheitlichen Parklandschaft. Vor jedem Haus gab es hier mindestens 4 000 Quadratmeter Land, das kein Mensch außer dem angestellten Gärtner je betrat. Dass hier ungenutzte Fläche verschwendet wurde, ging Großvater bestimmt gegen den Strich. In Suburbia werden Vorgärten aber als ein Beitrag zu einer Art optischem Gemeingut angesehen, und aus Respekt vor dieser Konvention

war Großvater bereit, sich die Genugtuung zu versagen, 4 000 Quadratmeter besten Projektentwicklungslands in vollem Umfang auszubenten.

Zumindest bis ich ins Teenageralter kam, waren Besuche bei Großmutter und Großvater wundervolle Ereignisse. Die Vorfreude begann sich zu steigern, sobald wir in den *Peninsula Drive* einbogen und die lange, langsame Fahrt durch das Gebiet des *Great Common Lawn* antraten, ein vollendetes Grün, das nur durch die Farbakzente des Immergrüns und die elegant geschwungenen Zufahrten aus pechschwarzem Asphalt aufgelockert wurde. Obwohl wir eigentlich so schnell wie möglich da sein wollten, baten wir Mama (Papa fuhr so gut wie nie mit) jedes Mal, langsamer zu fahren, in der Hoffnung, die einzige Berühmtheit zu erspähen, die in der Straße meiner Großeltern wohnte: Bob Keeshan, den alle Kinder damals unter dem Namen *Captain Kangaroo** kannten. Einmal sahen wir den Captain tatsächlich, in Zivilkleidung beim Graben in seinem Garten.

Wenn Kinder einen saftigen frisch gemähten Rasen sehen, müssen sie ganz einfach losrennen, und nach der langen Autofahrt konnten wir es gar nicht erwarten, aus dem Kombi zu springen und quer über den hinteren Garten auszuschwärmen. Irgendwie war das Gras immer frisch geschnitten; es war so federnd und gleichmäßig, dass man mit der Hand darüberstreichen und das Gesicht ganz nahe dranhalten wollte. Meine Schwestern konnten den ganzen Nachmittag damit verbringen, auf dem Rasen Radschlagen zu üben, aber irgendwann lockte Großmutter sie dann doch ins Haus, dorthin, wo ganz eindeutig ihr Reich war. Außer der Garage und einem kleinen Raum mit Fernseher, wo Großvater die Regentage auf dem Sofa ausgestreckt verbrachte,

* *Captain Kangaroo* war eine amerikanische Fernsehserie für Vorschulkinder, die zwischen 1955 und 1984 ausgestrahlt wurde. Die Protagonisten waren Puppen in Gestalt von Tieren. Die Rolle des *Captain Kangaroo* wurde von Bob Keeshan gespielt.

war das Haus randvoll mit allem, was zu Großmutter gehörte: Vitrinen voll mit winzigen Keramikfiguren, wogende, rosafarbene Chiffonvorhänge, Frisierkommoden mit Zerstäubern aus Kristall und silbernen Haarbürsten, mit Ohrringen vollgestopfte Lackschatteln, kunstvoll gerahmte Portraits meiner Mutter und meiner Tante. In meiner Erinnerung sind das die Räume einer Königin, ein Vorstadt-Versailles; sie hielten die Aufmerksamkeit meiner Schwestern über viele Stunden gefangen.

Großvaters Reich war draußen, wo er mit seinem Gärtner Andy etwas geschaffen hatte, das in meinen Augen nichts anderes war als ein Paradies. Ausgehend von der Zufahrt beschrieb der Rasen einen breiten, geschwungenen Weg, der bis zur Rückseite des Hauses verlief. Dort befanden sich auf der einen Seite die mit Steinplatten ausgelegte Terrasse und der Steingarten und auf der anderen Seite ein eher natürlich gehaltener Bereich mit Büschen und kleinen Bäumen; dieser begrenzte den Garten auf seiner Rückseite und schirmte ihn gegen die Bucht ab. Durch diesen Bereich führte ein Pfad aus Trittsteinen an einer Rosenlaube vorbei und hinaus auf den hellen weißen Strand, was jedes Mal eine schöne Überraschung war. In der Mitte des Rasens hatte man einen Pavillon aufgebaut, eine alberne neumodische Konstruktion, die kaum genutzt wurde. Drumherum, säuberlich in einem Halbmond angeordnet, befand sich eine Auslese der neuesten Rosensorten: riesige Blüten auf spindeldünnen Stielen mit Namen wie *Chrysler*, *Eisenhower* oder *Peace*. Im Juni sahen sie aus wie Mitglieder eines kleinen Orchesters, die den Besuchern im Pavillon etwas vorspielten.

Der Bereich zwischen Rasen und Strand war sechs bis sieben Meter breit und dicht bepflanzt; er bildete eine Art Wildnis, die wir außer Sichtweite der Erwachsenen auf der Terrasse erkunden konnten. Hier gab es ausgewachsene Rhododendren und Obstbäume, darunter auch einen berühmten Pfirsichbaum, den Großvater, wie es hieß, aus einem

Samen gezogen hatte. Es war ein sehr beeindruckender Baum; im Spätsommer neigten sich die Zweige tief unter der Fülle der Früchte. Es handelte sich um einen Zwergbaum, sodass wir uns die flaumigen, gelben Kugeln selber holen konnten. In der Hoffnung, Großvaters Heldentat zu wiederholen, vergruben wir den Kern eines jeden Pflirsichs nach dem Essen mit großer Sorgfalt. (Wahrscheinlich war es sein Beispiel, das mich zu dem Experiment mit den Wassermelonenkernen angeregt hat.) Reifes Obst war aber nur eine der Überraschungen in Großvaters wildem Garten. Es gab noch eine andere, die wir immer suchten, aber nur manchmal fanden. An Glückstagen trafen wir beim Herumkriechen zwischen den Rhododendren und Zwergbäumen auf eine kleine, schattige Lichtung, wo auf einer kleinen Erhebung eine Statue aus Beton stand. Es war ein Junge beim Pinkeln, mit der Hand am Penis. Diese anstößige kleine Szene löste jedes Mal unweigerlich schallendes Gelächter aus, wenn wir als Gruppe zusammenstanden; war man allein, waren die Gefühle komplizierter. Auf die eine oder andere Weise ist Eros in jedem Garten zugange; dies war die Stelle, an der er in Großvaters Garten das Zepter schwang.

War man wieder draußen im Tageslicht, konnte man den Rasenweg weitergehen bis zu einer Stelle mit geometrischen Hecken, die auf die Höhe eines Zehnjährigen zurückgeschnitten waren und eine etwa drei Meter breite und zwölf Meter lange Gasse bildeten. Am einen Ende dieser Gasse gab es ein *Shuffleboard*-Spielfeld* der Regelgröße, ausgelegt auf glattem, gefärbtem Beton (für nackte Füße fühlte er sich den ganzen Sommer über kühl an), am anderen zwei Stäbe zum Hufeisenspielen*. Manchmal, wenn ich zu Besuch war, machten mir diese Spiele eine

* Beim *shuffleboard* muss mithilfe eines speziellen »Stocks« (cue) eine runde Scheibe auf einem Spielfeld so bewegt werden, dass sie auf Feldern mit möglichst hoher Punktzahl zu liegen kommt. Ziel des *Hufeisenspiels* ist es, ein Hufeisen so zu werfen, dass es einen frei-stehenden Stab »umschlingt«.

Zeit lang Spaß; normalerweise aber lief ich direkt zu der Lücke in der Hecke, durch die man in den Teil des Gartens kam, den ich ohne Frage am liebsten mochte und auf den mein Großvater am meisten stolz war – es war eigentlich der einzige Bereich auf dem ganzen Anwesen, der überhaupt jemals von irgendjemand mit dem Wort »Garten« bezeichnet wurde: sein Gemüsegarten.

Gemüse hatte Großvater zu seinem ersten Erfolg verholfen und je älter er wurde, desto mehr war er ihm zugetan. Irgendwann wurde dann die Pflege der Ziergärten Andy übertragen und Großvater verbrachte den größten Teil des Tages zwischen dem Gemüse, wobei er im Frühjahr regelmäßig den Garten um ein Stück vergrößerte und dafür den Rasen etwas verkleinerte. Hätte Großvater 20 Jahre länger gelebt, dann hätte sich sein weitläufiges Vorstadtgrundstück möglicherweise wieder gänzlich in Farmland zurückentwickelt. Fakt war, dass Großvater auf mindestens 2000 Quadratmetern Gemüse angebaut hatte – es war im Grunde ein Gartenbaubetrieb und ein für ein älteres Ehepaar völlig unsinnig angelegter Garten. Ich besitze ein Foto von ihm aus den 1970er-Jahren; da steht er stolz zwischen seinem Gemüse in seinen *Bleyle*-Hosen, und ich kann mehr als 25 Tomatenpflanzen und mindestens ein Dutzend Zucchiniplanzen zählen. Den Zuckermais – eine Reihe nach der anderen –, die Stangenbohnen, Gurken, Warzenmelonen, Paprika und Zwiebeln kann man nicht sehen; auf jeden Fall aber gab es hier genug, um einen Gemüsestand zu bestücken.

Der Garten war mit einer gekrümmten Kniemauer aus Ziegeln eingefasst, die direkt am Wasser entlanglief. Seine Lage garantierte eine lange Wachstumsperiode, da sich die Wärme in der Bucht bis in den Herbst hinein hielt und vor Frost schützte. Großvater konnte es sich leisten, mit Platz verschwenderisch umzugehen; nirgendwo in seinem Garten kamen zwei Pflanzen miteinander in Berührung. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es jemals einen penibler angelegten

Gemüsegarten gegeben hat. Jeden Morgen ging Großvater mit der Hacke durch, und kein Unkraut durfte sich erdreisten, den Kopf aus jenem schwarzen Lehmboden herauszustrecken. Großvater pflanzte Stangenbohnen und Tomaten mit dem gleichen Anspruch an Präzision wie Le Nôtre die Kastanienbäume in den Tuileries. Die Reihen, die den Biegungen der Gartenmauer folgten, hätten genauso gut von einem Landvermesser gezogen sein können, und der jeweilige Abstand zwischen den Pflanzen war einheitlich und akkurat gemessen. Als Ganzes betrachtet hatte der Garten eigentlich am meisten Ähnlichkeit mit einem maßstabgetreuen Modell eines der neuesten Vorstadtprojekte: Die Reihen stellten die Straßen dar und jede freistehende Gemüsepflanze ein Einfamilienhaus. Hier in diesem Garten wurde einer der unausgesprochenen Widersprüche in Großvaters Leben symbolisch aufgelöst: Farmer und Projektentwickler verschmolzen zu einer Person.

Was aber konnte meinen Großvater geritten haben, einen derart *großen* Gemüsegarten anzulegen? Selbst wenn sie in dem ihr eigenen rasenden Tempo die Sachen kochte und einmachte und in Essig einlegte, so hatte meine Großmutter doch nicht die leiseste Chance, mit dem riesigen Ertrag, den sein Garten täglich lieferte, Schritt zu halten. Schließlich war sie mit ihren Kräften am Ende und trat in Streik: Von nun an weigerte sie sich, von dem, was er erntete, noch irgendetwas zu verarbeiten. Und sie hielt Wort: Nie wieder füllte sie Tomaten in Dosen oder legte Gurken in Essig ein. Aber nicht einmal davon ließ er sich abschrecken, der Garten wurde größer und größer.

Ich habe den Verdacht, dass diese Überproduktionskrise Großvater sehr gelegen kam. Er war in erster Linie Kapitalist und, um ein Begriffspaar von Marx zu entlehnen, letzten Endes weniger am Gebrauchswert seiner Erzeugnisse interessiert als an ihrem Tauschwert. Ich möchte nicht unterstellen, dass er nicht auch unmittelbar Freude an seinem Gemüse hatte; insbesondere die Fleischtomaten bereiteten

ihm großes Vergnügen. Er schnitt seine Tomaten-*Beefsteaks* gerne in dicke rosa Scheiben und verzehrte sie mit Messer und Gabel. Wenn man ihm dabei zuschaute, verstand man augenblicklich, wie eine Tomate dazu kam, nach einem Stück Fleisch benannt zu werden. »Süß wie Zucker«, verkündete er dann zwischen den Bissen, wobei sein Akzent die drei Wörter zu einem einzigen rituellen Beschwörungslaut vermanschte. Das Gleiche sagte er natürlich über seine Bermuda-Zwiebeln, den Mais, sogar über die Paprika. Was englische Superlative betraf, war Großvaters Vokabular beschränkt; »süß wie Zucker« war das größte Kompliment, das man einem Gemüse machen konnte.

Fleischtomaten zu verzehren, war eine mögliche Form des Vergnügens; noch schöner aber war es, ihren Marktpreis zu berechnen und sie zu verschenken. Da er viele Jahre im Obst- und Gemüsegeschäft verbracht hatte, hatte er eine Ecke in seinem Gedächtnis dafür reserviert, die aktuellen Preise einer jeden Gemüsesorte im Supermarkt zu speichern. Noch als er 90 Jahre alt war, schaute er immer wieder einmal in der Gemüseabteilung der *Waldbaums* vorbei, um seine mentale Preisliste auf den neuesten Stand zu bringen. Ich kann mich erinnern, dass Großvater, während ich neben ihm Gemüse erntete, eine Tomate in die Höhe hielt und nicht etwa wegen ihrer Größe oder mustergültigen Farbe in Begeisterung ausbrach, sondern ihren Marktpreis verkündete: *39 Cents das Pfund!* (Ganz gleich, wie hoch der Betrag war, er war immer skandalös.) Wenn er die Augen über seinen Garten schweifen ließ, sah er im Geiste wohl die kleinen, an Holzspatel gehefteten weißen Zettel, die den laufenden Preis pro Pfund für jedes landwirtschaftliche Produkt auflisteten.

Angesichts der Geschwindigkeit, mit der er eine Zahlenkolonne in seinem Kopf addieren konnte, brauchte er mit Sicherheit weniger Zeit als ich für das Hochbinden einer Tomatenpflanze, um den gesamten Garten mental in US-Währung zu übertragen. Im Garten arbeiten,

das hieß für ihn: in vertrautem Umgang mit der Natur zu sein, ohne sich jemals vom Marktplatz zu verabschieden.

Indem er erheblich mehr Obst und Gemüse anbaute, als er mit Großmutter zusammen je hoffen konnte zu verbrauchen, verwandelte Großvater sein Gemüse in eine Handelsware. Und um diesen erhabenen Status sicherzustellen, pflanzte er ausschließlich diejenigen Sorten, die von den Supermarktketten verkauft wurden: Fleischtomaten, Eisbergsalat, Stangenbohnen der Marke *Blue Lake*, Salatgurken der Marke *Marketmore*. Dass es sich dabei normalerweise um Sorten handelte, die sich weniger durch ihren Geschmack auszeichneten als durch ihre Eignung für transkontinentalen Versand, spielte keine Rolle; er gab einem (theoretisch) vermarktbareren Gartenprodukt den Vorzug gegenüber einem wohlschmeckenden. Das Gemüse zu verkaufen, war natürlich keine realistische Option. Er sah ein, dass ein 85-jähriger Immobilienmagnat keinen Gemüsestand eröffnen konnte, auch wenn er das noch so gerne getan hätte. Trotzdem brauchte er Vertriebskanäle, deshalb betrieb er einen großen Aufwand, um die Sachen als Geschenke loszuwerden. Den ganzen Sommer hindurch holte Großvater, bevor er sich fürs Geschäft anzog (in Ruhestand ist er nie gegangen), die frische Ware aus dem Garten und belud Kofferraum und Rücksitz seines Lincoln mit Körben voller Gemüse. Wenn er dann seine Runden machte – Besuche bei Mietern, Feilschen mit Bankleuten und Maklern, wobei er billig einkaufte und teuer verkaufte –, hatte er Gemüsekörbe als Geschenk dabei. Nun verschenkte mein Großvater niemals etwas, ohne irgendeine Bedingung daran zu knüpfen. Er war zweifellos überzeugt, dass er sich diese Geschäftsleute mit seinen zuckersüßen Fleischtomaten irgendwie verpflichten und dadurch einen kleinen Vorteil gewinnen konnte. Vermutlich war das auch so. Auf jeden Fall diente die Nummer als Handlungsreisender für Gemüse dazu, die Anzugträger zu überrumpeln, da Großvater dabei

eher wie ein freundlicher Bauerntölpel aus der Alten Welt erschien und nicht wie der Hai, der er in Wirklichkeit war.

Ich brauchte lange, bis ich verstand, welche Befriedigung im Verschenken von Gemüse lag; aber was für eine Freude es machte, Gemüse zu ernten, das lernte ich im Handumdrehen. Einen Besuch bei Großmutter und Großvater verbuchte ich dann als gelungen, wenn wir an einem Tag kamen, an dem Großvater noch nicht beim Ernten gewesen war. Bei solchen Gelegenheiten konnte ich es kaum erwarten, bis er mir einen Korb in die Hand drückte und mich in den Garten hinausschickte, um mit dem Pflücken schon einmal anzufangen. Allein war es am schönsten – wenn Großvater mitkam, machte er mich jedes Mal fertig, weil ich irgendetwas in methodischer Hinsicht falsch machte. Deshalb war es mir wichtig, in den Garten hinauszukommen, bevor er mit Mama zu Ende geplaudert hatte. Reifes Gemüse hatte einen Zauber für mich. War der Garten noch nicht abgeerntet, bot er sich als Ort unerschöpflicher Möglichkeiten dar. Beim Anblick einer reifen Tomate schlug mein Herz schneller und ich versuchte festzustellen, wie rot sie schon war inmitten der sie umgebenden grünen Masse. Wenn ich bei einer Stangenbohne die Haube aus herzförmigen Blättern anhob und darunter ein Bündel langer schmaler Schoten hängen sah, dann musste ich tief durchatmen. Die von der Sonne gewärmte Kugel einer Warzenmelone in den Armen zu halten oder den Spargel direkt aus seinem sandigen Boden zu ziehen – dies waren die höchsten Freuden. Die kann ich selbst heute noch im Garten empfinden, und dass sie mir inzwischen sehr vertraut sind, nimmt ihnen kaum etwas von ihrem Glanz.

Diese Freuden hatten damals nichts mit kulinarischem Genuss zu tun. Ich mochte Gemüse ebenso wenig wie andere Kinder (Tomaten fand ich widerlich und nur in Form von Ketchup hinnehmbar). Und doch stand es da vor meinen Augen: das Gemüse in seiner ganzen Erhabenheit. Wahrscheinlich hatte ich die Verehrung, die mein

Großvater gegenüber Obst und Gemüse empfand, in mich aufgesogen, das Gefühl, dass es sich hier um etwas Wertvolles handelte; und hier war es das tatsächlich und wuchs praktisch auf Bäumen. Auch wenn ich selbst mit Tomaten und Gurken nichts anfangen konnte, so war das doch bei den Erwachsenen anders, und das verlieh dem Gemüse in meinen Augen Wert. Im Sommer wurde der Gemüsegarten zu einer verzauberten Landschaft, überall waren Überraschungen vergraben und verborgen – unerwartete Farbkleckse und merkwürdige Formen, die ich als Schätze betrachtete, wie es mir mein Großvater beigebracht hatte. Mein Lieblingsbrettspiel als Kind war *Candyland*. Bei diesem Spiel rückte man sein Männchen mithilfe der Würfel durch eine fantastische Landschaft aus Lutscherbäumen, Milkschokoladensümpfen und Gummibonbonsträuchern vor. *Candyland* postulierte eine Sicht der Natur, die alle Kinderwünsche erfüllte – eine im Übermaß gastliche Landschaft, was übrigens eine mögliche Definition eines Gartens ist. Und die sommerlichen Gemüsebeete meines Großvaters lieferten ein ziemlich treffendes Abbild jenes Paradieses.